

Ulrich Clement (Heidelberg)

Potente Männer. Potente Frauen. Gibt es potente Paare?¹

Ich bin mit der Wortwahl meines Vortragstitels ein gewisses Risiko eingegangen. Potenz ist ein tendenziöser patriarchal besetzter Begriff, und die Gefahr besteht, dass dieser Begriff mich in ein überlebtes Referenzsystem zurückholen könnte. Ich habe das getan, weil es mich reizt zu untersuchen, was eigentlich ein starkes Paar ausmacht in einer gesellschaftlichen Übergangssituation, in der die traditionellen Geschlechterbilder nicht mehr gelten oder jedenfalls in Frage gestellt sind und neue Modelle nicht so recht im Blick sind.

Mich leitet die These, dass Potenz sich im Umgang mit kritischen Schnittstellen beweist, also nichts Statisches ist, sondern eine dynamische Kompetenz. Ich möchte drei Schnittstellen untersuchen.

- Paar : Gesellschaft
- Partner : Partner
- Körper : Psyche

I. Schnittstelle Paar: Gesellschaft

Das Verhältnis zwischen Männern und Frauen organisiert sich in einem bestimmten gesellschaftlich-kulturellen Kontext. In den letzten Jahrzehnten haben wir zwei große Übergänge erlebt. Der erste war der Übergang von der Dominanz einer patriarchalen Kultur in die egalitäre Neuorientierung, die Betonung der politischen, kulturellen und damit auch partnerschaftlichen Gleichwertigkeit der Geschlechter.

¹ Vortrag auf der Tagung „Paare – Paarungen – Paartherapie“ der Internationalen Gesellschaft für systemische Therapie (IGST) am 18.-20.9.2003 in Heidelberg

Der Feminismus war ein entscheidender Prozesstreiber für die erste Übergangsphase, ist aber kein Referenzsystem für die gegenwärtige Geschlechterorientierung mehr – auch nicht mehr die der Frauen.

Die Stärke der feministischen Perspektive war die kritische Analyse patriarchaler Herrschaftsstrukturen, die Demontage und De-Konstruktion männlicher Macht. Die positiv definierten Alternativen dagegen waren weniger bestechend, flüchtigerer Natur und haben deshalb auch weitaus kürzere Lebensdauer gehabt. Anders gesagt, die Stärke des feministischen Impulses übersetzte sich in die persönlichen und partnerschaftlichen Wirklichkeiten vor allem in der Negation des zuvor Bestehenden, im „so nicht“. Wie sonst und wie anders – das blieb vage, oft interessant, manchmal ein bisschen verrückt, aber von geringer Wirkungsdauer und Nachhaltigkeit. Man könnte sagen: Der Feminismus hat die Hälfte einer Perspektive geliefert (Gleichwertigkeit der Geschlechter), die andere Hälfte hat er offengelassen (Andersartigkeit der Geschlechter), und das ist vielleicht auch ganz gut so.

Die gegenwärtige **Übergangszeit**, die ich demnach als postpatriarchal und postfeministisch charakterisieren möchte, ist in Bezug auf das Geschlechterverhältnis uneindeutig. Die sexuelle Selbstbestimmung hat uns von vielen Einengungen befreit, sie hat aber zugleich eine Menge neuer Fragen gestellt. Bei dem historisch beispiellosen Maß sexueller Selbstbestimmung und relativer Freiheit, das wir heute haben, also dem Zustand, nachdem die meisten sexuellen und Geschlechterrollenvorschriften gefallen oder erheblich geschwächt sind, ist die m.E. zentrale Frage: Was fangen wir mit der ganzen Freiheit eigentlich an?

Dazu einige beziehungsdemographische Daten:

- Die Heiratsneigung nimmt ab
- Das Heiratsalter hat sich in den letzten 25 Jahren um durchschnittlich 5 Jahre erhöht.
- Die Wahrscheinlichkeit, mehr als einmal zu heiraten, nimmt dagegen zu.
- Paare haben weniger Kinder (1960: 2,4, heute 1,4)
- Ehen sind instabiler geworden. Die Scheidungswahrscheinlichkeit hat sich in den letzten vierzig Jahren verdreifacht, auf heute etwa 40%

Das lässt sich auf die Aussage zusammenfassen, dass Ehen weniger und später geschlossen werden, und dass sie kürzer und leichter wiederholbar geworden sind. Und noch einmal anders ausgedrückt. Die Eingangsschwelle ist für die Ehe gestiegen, die Ausgangsschwelle gesunken.

Diese weniger, später geschlossenen, kürzeren und wiederholbaren Ehen schaffen eine biographisch neue zeitliche Struktur, in der Platz ist für Beziehungen vor der Ehe, nach der Ehe, zwischen den Ehen und statt der Ehe. So addieren sich in der Lebensgeschichte heute mehr aufeinander folgende feste Partnerbeziehungen. Die von dem Hamburger Sexualwissenschaftler Gunter Schmidt geleiteten empirischen Studie „Beziehungsbiographien“, die die Sexualität und Beziehungen von 30-, 45- und 60-jährigen Erwachsenen vergleicht, kommt zu dem Ergebnis, dass die heute 30-Jährigen durchschnittlich 3,6 feste Beziehungen hatten. Das sind mehr als die 60-Jährigen insgesamt, die auf durchschnittlich 2,8 Beziehungen zurückblicken. (Schmidt 2003)

Fazit: Beziehungen sind disponibel, kündbar, flexibel. Das meine ich nicht im Sinne einer jammernden Kulturkritik, sondern ich würde es sogar positiv wenden, als Aussage über die Adaptivität von Beziehungen : Sie sind bedürfnisgerechter geworden.

Nachdem die patriarchale und die feministische Geschlechterordnung zwar widersprüchliche, aber immerhin übersichtliche Koordinaten, Strukturen und Bewertungen geliefert haben, mit eigenen politisch-kulturellen Hierarchien, Subkulturen und Geschlechtermodellen – und einigermaßen klaren Feindbildern, sieht es so aus, als sei es heute mit der Übersicht vorbei.

Entsprechendes gilt für die Sexualität. Sex in der Postmoderne ist Sex ohne verbindliches Referenzsystem. Ob Sex als Ausdruck von Liebe, ob als emanzipatorisches Feld der persönlichen Befreiung oder als Spaß oder als persönliche Lebensform oder was immer, all das ist vom gesellschaftlichen Plan auf die persönliche Entscheidung zurückverwiesen. Die Pluralisierung von sexuellen Lebensformen und Paarmodellen und gewonnene Flexibilität der Kopplung von Liebe und Sex hat nicht nur alte Koordinaten außer Kraft gesetzt, sie hat auch keine neuen installiert. Daher sehen wir uns heute nicht nur in einer Vielfalt sexueller Erscheinungsformen, sondern auch in einer gewissen Beliebigkeit der Bedeutungen. Diese Bedeutungen sind nicht mehr, wie noch in der sexuellen Moderne, in einem Spannungsfeld von Unterdrückung und Befreiung organisiert und dynamisiert, sie sind spannungsarm plural. Sex bedeutet nichts Bestimmtes mehr. Es gibt ihn einfach.

Die Kopplung von öffentlicher und privater Geschlechterinszenierung und Sex ist eine rein optionalistische. Das Verhältnis ist eines von Möglichkeit und Auswahl. Das öffentlich Sexuelle (was wir sehen) ist in der Postmoderne weder das Geforderte noch das Gewünschte noch das Verbotene noch das Gebotene – es ist ausschließlich das Mögliche. Daraus resultiert, daß die zentrale Kompetenz der sexual citizens von heute ihre **Auswahlkompetenz** ist, die Fähigkeit und Bereitschaft also, aus dem vielen Möglichen das individuell stimmige, authentische auszuwählen und zu verhandeln, ohne sich auf gültige Koordinaten beziehen zu müssen oder zu können.

Wahlmöglichkeiten steigen also. Man könnte sich freuen. Aber die Klagen über sexuelle Unzufriedenheit und Lustlosigkeit nehmen eher zu als ab.

Freiheit ist schwer. Und sie erlöst einen nicht von Ambivalenzen. Und sie sind in den Partnerschaften lebendig, weil der Bedarf Regeln und Einigung zu erzeugen, steigt.

Um so mehr ist die **Verhandlungsmoral** die zentrale interaktionelle Orientierung geworden. Mit Verhandlungsmoral ist die Haltung gemeint, die all das als zwischen den Partnern als akzeptabel gelten läßt, worauf sich die beiden einigen. Was ausgehandelt ist, gilt. Sie ist also keine inhaltliche, sondern eine Verfahrensmoral. Was einer der Partner ablehnt, ist nicht akzeptiert. Die Verhandlungsmoral hat das alte Bezugssystem inhaltlich definierter Werte abgelöst und damit eine triadische moralische Konstellation durch eine dyadische ersetzt: Normative Referenzen (das Normale, das Natürliche, das geschlechterpolitisch Korrekte) waren etwas gemeinsames Drittes außerhalb der Beziehung, auf das sich beide Partner beziehen konnten, und das in einem eher traditionellen Geschlechterkontext auch berechenbar und zuverlässig gültig war. Dieses gemeinsame Dritte gibt es in dieser Form nicht mehr.

Die Verhandlungsmoral hat zwei Seiten, die beide berücksichtigt werden müssen: Sie ist potentiell kontrollierend und einengend, und sie ist potentiell kreativ. Gunter Schmidt (1998) hat sehr schön gezeigt, wie sie auf spontaneitätstötende Weise immer zugunsten des Partners ausgelegt werden kann, der in der sexuellen Interaktion die langsame, defensive, neinsagende Position einnimmt nach dem Motto: jeder Schritt, jede Handlung ist zustimmungspflichtig. Deshalb geht die Verhandlungsmoral nur gut, wenn ihre andere Seite ins Spiel kommen kann. Und dann gehört die Verhandlungsmoral zum kreativsten, was die Sexualgeschichte der Menschheit hervorgebracht hat:

Sie stellt implizit konventionelle Skripte und Selbstverständlichkeiten in Frage, nimmt den Akteuren die Zuverlässigkeit und Berechenbarkeit konventioneller sexueller oder geschlechtsbezogener Regelabläufe und verlangt damit Neugier, Interesse und ergebnisoffene Kommunikationsbereitschaft. Damit stellt sie auch eine neue Form der Herausforderung an die sexuell Akteure: was normal, was natürlich, was männlich, was weiblich, was angemessen ist – all das entscheiden nur und nur die Handelnden selbst. Dabei stolpern sie oft und schaffen Probleme, die nicht aus dem Zwang und nicht aus dem Mangel, sondern aus der **Freiheit und der Fülle** der Möglichkeiten resultieren.

Dazu zwei ähnlich gelagerte Beispiele:

Das erste ist die relative Abwertung der männlichen Erwerbstätigkeit in solchen Familien, die faktisch (noch) im alten Rollen-Modell organisiert sind (Mann sorgt für Familieneinkommen, Frau für die Kindererziehung). Die faktische Organisation wird aber ideologisch nicht mehr getragen. Die Diskrepanz zwischen ideellem Egalitäts-Anspruch und realer Ungleichheit der Einkommen und zwischen den familiären Zuständigkeiten und Verantwortlichkeiten erzeugt Erklärungs- und Begründungsbedarf. Dieser wird mit einem deutlichen Rechtfertigungsgefälle zwischen den Partnern ausgetragen: Der Mann begibt sich aufgrund des Privilegs, berufstätig sein zu dürfen (sich beruflich „verwirklichen“ zu können) in der partnerschaftsinternen Kontenführung in die Bringschuld, die er durch verstärkte Kinder- und Haushaltsaktivität abzutragen hat. Weil aus der Funktion des Familienernährers kein Statusanspruch mehr abzuleiten ist, hat der Mann nicht mehr (wie im alten Rollenmodell) das zugestandene Recht auf Erholung am Feierabend, vielmehr gerät er in den Frustrationssog, der bei der Frau durch ihre berufliche Unterforderung entstanden ist und den er – im Bewußtsein beider Partner - mitverantwortet. Obwohl wir es bei der relativen Abwertung und Aufweichung der männlichen Ernährerrolle einerseits und der weiblichen Mutterrolle andererseits mit aufeinander bezogenen Prozessen zu tun haben, die

zwei Akteure gleichermaßen gestalten, wird in den meisten Paarbeziehungen die Opferposition und das Klagerecht dessen, dem es damit schlechter geht, von den Frauen reklamiert. Das Paar müsste sich nicht so entscheiden (es gibt andere Möglichkeiten), tut es aber - und streitet sich dann über die Folgen der eigenen Entscheidung, als sei sie fremdbestimmt. Diese Streitkonstellation ist ein regressiver Mechanismus: Das Paar rettet sich aus der beängstigenden (Wahl-)Freiheit in den übersichtlichen Konflikt.

Die amerikanische Diktion kennt zur Beschreibung dieser Konfliktstruktur das - schwer ins Deutsche übersetzbare - Begriffspaar „fighting from high ground“ und „fighting from low ground“, um die strategischen Ausgangsbedingungen kämpferischer Auseinandersetzungen zu kennzeichnen. Die analoge Herkunft des Begriffs ist wohl eine militärische: der Gegner, der auf abschüssigem Gelände von oben kämpft, ist in der günstigeren Situation, weil er die Abwärts-Drift des Geländes auf seiner Seite hat, während der Gegner, der von unten kommt, für den Kampf bergauf mehr Kraft aufwenden muss.

Diese Konfliktart zeigt sich auch in meinem zweiten Beispiel, bei sexuellen Spannungen. Sie sind oft so angelegt, dass die Frau „from high ground“, der Mann „from low ground“ antritt. In der legitimatorischen Konstellation nimmt die Frau – begünstigt durch das postfeministisch vorbereitete geschlechterkulturelle Gelände - bevorzugt die Standards setzende Position ein, der Mann die des sich rechtfertigenden Prüflings. Dieser Plot wird in sehr unterschiedlichen Varianten ausgelegt, sein Kern ist die Reklamierung der „moralisch“ und geschlechterpolitisch besseren Position durch die Frau, was ihr erlaubt, Abweichungen, Verfehlungen, vor allem aber Unvollkommenheiten des Mannes zu identifizieren, eine Ist-Soll-Differenz zu seinen Lasten nachzuweisen und seine Bringschuld einzuklagen. Auf diesem Gelände ist der Mann dadurch in der

Kandidaten-Position dessen, der begründen, rechtfertigen, ausgleichen, liefern muss.

Von der Problemseite her ist in den Beispielen beschrieben, was ein Paar – positiv gewendet - an dieser Schnittstelle entwickeln müßte. (Wir haben viele Kompetenzen, mit Unfreiheit und Zwang umzugehen, aber nur wenige, um Freiheit vernünftig umzugehen.) Ich fasse die drei Kompetenzen an dieser Schnittstelle zusammen:

- **Auswahlkompetenz:** Welche der bereitliegenden Möglichkeiten suchen wir uns aus?
- **Verhandlungsmoral/kompetenz:** Wie einigen wir uns, wo kein Geschlechtermodell vorliegt?
- **Spielbereitschaft:** Was probieren wir aus?

II. Schnittstelle Paar : Paar

Diese Schnittstelle möchte ich auf der Basis meines Konzepts einer systemischen Sexualtherapie darstellen. Das Herausfordernde einer postmodernen Sexualtherapie liegt darin, daß sie keinen einfachen Ausweg anbieten kann: Mit der Figur des auswahl- und verhandlungskompetenten sexual citizen ist lediglich die Unausweichlichkeit der sexuellen Selbstverantwortung personifiziert, der sich moderne Paare stellen müssen. Die Art und Weise, wie sie das tun, definiert ihre Potenz. Ich zeige kurz vier Axiome meines Ansatzes und möchte dann daraus einen weiteren Aspekt von Potenz ableiten.

Übersicht:

Grundlagen einer systemischen Sexualtherapie (Clement 2001)

1. Entwicklung und Potential

Bezugsrahmen der Therapie ist die erotische Entwicklung der beiden Partner, nicht die sexuelle Funktion und "Zufriedenheit". Die erotische Entwicklung kann persönliche Entwicklungen ermöglichen, die aber keineswegs "Spaß machen" müssen, sondern die die Komfortzone eines Paares gefährden können.

2. Ambivalenz

In sexuellen Beziehungen spielen nicht nur "gute" (bindende, liebevolle) Motive, sondern auch "böse" Motive wie Haß, Verachtung, Rache eine Rolle.

3. Wollen statt Können

Die defizitorientierte Leitunterscheidung "Können/Nicht-Können" wird aufgegeben zugunsten einer Leitunterscheidung "Wollen/Nichtwollen".

4. Sexuelle Differenz

Zwei Partner unterscheiden sich in ihrem sexuellen Begehren ebenso wie in ihrem Aussehen, ihrem Gesichtsausdruck, ihrem Geschmack, ihre Persönlichkeit. Sie sind in erster Linie sexuelle Individuen, erst in zweiter Linie sexuelle Partner

Ich will auf den letzten Punkt näher eingehen, weil er für die Erörterung, was "Potenz" für ein Paar heißen könnte, zentral ist. Die sexuelle Differenz ist nicht „einfach so“ vorhanden. Sie kann dramatisch affektiv besetzt sein, kann Angst machen vor Verlassenwerden, vor Unterlegenheit, oder davor, als Mann/Frau nicht attraktiv genug zu sein.

Deshalb organisieren feste Partnerschaften die Unterschiede der beiden

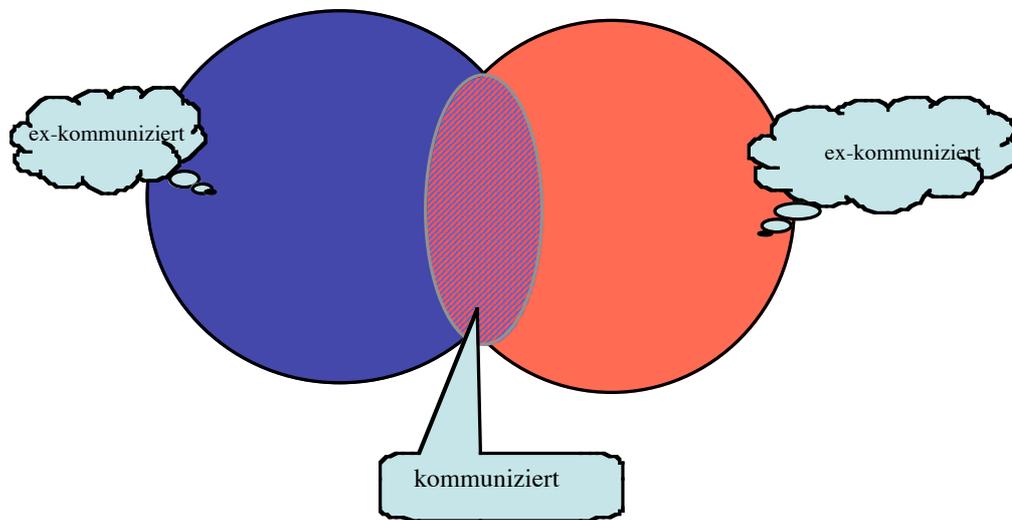
Partner in ihrem sexuellen Begehren so, daß sie Angst vermieden und beide Partner nicht bedroht werden. Anders gesagt: Die Partner schützen sich davor

- (a) sich selbst als begehrendes sexuelles Subjekt unzensiert zu zeigen
- (b) den Partner als begehrendes sexuelles Subjekt unzensiert zu sehen, indem sie ängstigende Unterschiede aus der Kommunikation ausschließen (ex-kommunizieren).

Die Graphik soll das illustrieren: Wenn der blaue Kreis das sexuelle Spektrum des Mannes darstellt, also seine Erfahrungen, Vorlieben, Phantasien usw., und der rote Kreis das Spektrum der Frau, dann überschneiden die beiden sich teilweise, teilweise auch nicht. Diese Überschneidungsmenge ist die Sexualität des Paares, soweit sie kommuniziert ist. Mit kommunizierter Sexualität ist gemeint, wieweit die Partner sich sexuelle Individuen kennen und voneinander wissen und damit auch ein Verständnis davon haben, wieweit sie zueinander „passen“. Der Nichtüberlappungsteil stellt die aus der Kommunikation ausgeschlossene, ex-kommunizierte (verschwiegene, unbewusste, ungeteilte) Sexualität der beiden Partner dar.

Je mehr ein Paar sich vor den ängstigenden Gefühlen angesichts der sexuellen Differenz schützt, sich ausschließlich auf den kleinsten gemeinsamen Nenner seiner Sexualität bezieht, und die gemeinsame Sexualität ausschließlich vom Prinzip „Rücksicht und Schonung“ bestimmt ist, desto harmonieabhängiger ist es. Nimmt man den Umgang mit der sexuellen Differenz als Kriterium für die

Kommunikation/Ex-kommunikation der sexuellen Spektren



Ulrich Clement, www.ulclement.de

interaktionelle „Potenz“ eines Paares, dann lässt sich folgende Unterscheidung treffen: Schlechter Sex („impotent“) ist normativ orientiert und ent-individualisiert die sexuelle Differenz, indem sie als typisch männlich oder weiblich aus der Verantwortung des Individuums genommen wird. Mittelmäßiger Sex vermeidet die Differenz durch schonende Rücksicht. Guter („potenter“) Sex ist differenzierungsorientiert, interessiert an Gemeinsamkeit und Differenz gleichermaßen.

Schlechter, mittelmäßiger und guter Sex

Schlechter Sex („impotent“)

- Desinteresse am Begehren des Partners.
- Wünsche sind durch „Normalität“ begründet
- Orientierung: *der normale Mann, die normale Frau*

Mittelmäßiger Sex

- Interesse an Gemeinsamkeit sexueller Interessen beider Partner
- Dynamik von Rücksicht durch Vermeidung des Risikos, das eigene Begehren ganz zu zeigen und das Begehren des Partner ganz zu sehen
- Orientierung: *das rücksichtsvolle Paar*

Guter Sex („potent“)

- Interesse an der Gemeinsamkeit und Differenz des Begehrens beider Partner
- Bereitschaft zum Risiko, das eigene Begehren ganz zu zeigen und das Begehren des Partner ganz zu sehen
 - Orientierung: *das begehrende Subjekt*

III. Schnittstelle Körper : Psyche (psycho-somatisch)

Bislang bin ich weitgehend geschlechtsneutral und parallelisierend vorgegangen, habe also die spezifisch männlichen und die spezifisch weiblichen Aspekte von Potenz vernachlässigt. Spätestens an der Schnittstelle Körper: Psyche ist das unangemessen. Ich muss diese Schnittstelle also für Männer und Frauen getrennt behandeln.

Männliche Potenz

Den Blick auf die männliche Potenz will ich mit einer kurzen Analyse eines Wirkmechanismus beschreiben, der in der Sexualtherapie der ersten Generation² eine zentrale Rolle spielt, und der nach meiner Einschätzung i.w. ein männer-

² Dieser Begriff stammt von D. Schnarch (2000), um die sexualtherapeutischen Entwicklungen zu charakterisieren, die sich an Masters u. Johnson anschließen

typischer Mechanismus ist, der die Dynamik bei Frauen bei Frauen nicht angemessen beschreibt: Der Selbstverstärkungsmechanismus gilt hier als der verursachende und/oder zumindest symptomaufrechterhaltende Mechanismus. Im Kern besagt er, dass die Angst vor sexuellem Versagen zur Funktionsstörung führt oder sie stabilisiert. Mit anderen Worten wird das befürchtete Ereignis durch eine selbsterfüllenden Prophezeiung erzeugt. Die Angst vor dem Misserfolg führt zum Misserfolg.

Gehen wir vom Kern des sexuellen Versagens aus. Im Ich-will-kann-aber-nicht („der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach“) wird Wollen und Können in einer spezifischen Weise getrennt. Das Versagensangst-Konzept beschreibt eine Kopf-Penis-Dissoziation, in der der Penis nicht vollzieht, was der Kopf wünscht. Kopf und Penis sind einem Herr-Diener-Verhältnis, in dem letzterer die Anordnung des ersteren übergeht. In der inneren Hierarchie (und nicht nur in der körperlichen Position) ist Kopf=oben=anordnend und Penis=unten=ausführend. Wie in Hierarchien üblich, fällt die Schmach für die schlechte Ausführung auf die Leitung zurück, die als machtlos (im-potent) desavouiert und beschämt ist.

Dieses Top-Down-Instruktionsverhältnis führt zu einer speziellen Form der kommunikativen Ratlosigkeit: In der Dissoziation, die dem Versagensangst-Konzept inhärent ist, sind psychisches System („Kopf“) und körperliches System (Penis) derart entkoppelt, dass der „Kopf“ nicht versteht, warum der Penis nicht folgt. Beide Systeme werden als in sich eindeutig gesehen, aber miteinander im Widerspruch: Der „Kopf“ will wirklich und ganz eindeutig, der Penis kann wirklich und ganz eindeutig nicht. (Damit hier kein Missverständnis aufkommt: Ich sage nicht, dass die Dissoziation die Ursache einer Erektionstörung sei. Ich übersehe auch keineswegs, dass es körperliche Ursachen für Erektionstörungen gibt. Es geht mir nicht um ätiologische Erörterungen, sondern um die

Frage, wie eine Erektion(ssstörung) und potentes männliches Verhalten aufeinander bezogen sind.)

Wenn wir uns nicht im Referenzsystem des Könnens, sondern des Wollens bewegen, gehen wir von einer anderen Konfliktkonstellation aus. Wir haben es dann nicht mit dem Widerspruch **zwischen** zwei dissoziierten Systemen zu tun, sondern mit dem Widerspruch **innerhalb** eines kohärenten psychosomatischen Systems. Dieser Widerspruch ist nicht mehr ambivalent, wenn er bejaht ist: Wenn der Mann eine ausbleibende Erektion nicht als fremd, als rätselhaft, als peinlicher Mangel bewertet wird, sondern als zu sich gehörig, als Teil seines Mannseins, haben wir es mit einer potenten Variante einer Erektionsstörung zu tun. Der Mann ist also nicht erektionsunfähig oder erektionsfähig – wie es ein defizitorientiertes Modell (Leitunterscheidung: Können vs. Nicht-Können) beschreiben würde, sondern – im Rahmen der Leitunterscheidung Wollen vs. Nichtwollen - er will Sex oder nicht, unabhängig von seiner Erektion.

Die männliche Potenz, könnte man sagen, kommt dann in die entscheidende Bewährungsprobe, wenn keine Erektion „zur Verfügung steht“.

Weibliche Potenz

Frauen formulieren sexuelle Störungen meist nicht funktionsbezogen („es klappt nicht“), sondern lustbezogen („Ich will irgendwie keinen Sex.“). Oft läuft die Problembeschreibung auf die Aussage hinaus: „Ich will wollen, aber ich will nicht.“ Hier ist die ganze Ambivalenz bereits offen ausgedrückt und braucht nicht interpretiert zu werden. Frauen dissoziieren ihre körperlichen Symptome und ihr Erleben weniger als Männer, so dass bei ihnen eine andere Konfliktbeschreibung vorliegt.

Eine häufige Problembeschreibung ist so angelegt, dass die Frauen recht gut benennen können, was sie nicht wollen, aber sich schwer tun, positiv zu benennen, was sie wollen. (to be precise: was sie selbst wollen, nicht was der Partner tun oder wollen soll!) Im therapeutischen Prozess ist es bereits ein wichtiger Schritt dahin zu kommen, dass das „Nein“ zur sexuellen Lust ein „so nicht“ ist. Aber was dann? Und hier, in der Verweigerung einer selbstverantworteten bejahenden Definition liegt meist der kritische Entwicklungsschritt .

In der partnerschaftlichen Interaktion entsteht leicht eine Konstellation, in der die Frau eine Selbstverrätselung anbietet und der Mann in die Position des Rätsellösers geht, der versucht, sich bemüht. Die Auseinandersetzung geht hier um die Frage, wer die Definitionsverantwortung übernimmt zu sagen, wie Sex gehen soll. Und hier ist das Interaktionsspiel: Wenn die Frau dem Mann die Definitionsmacht zuspielt (und der sie unklugerweise nimmt), kann sie sich hinter seiner Definition, was geil, erregend usw. sei, verstecken und sich im Kontext der männlichen Definition als lustlos zeigen. Ihre Selbstverrätselungs-Aussage zum Mann ist: ich weiß auch nicht, was ich will. Gleichzeitig kontrolliert sie aber über ihre Lustlosigkeit, dass nichts passiert, also kein Sex stattfindet. Die „Lösung“ ist hier dem Mann zugespielt.

Positiv gewendet, würde die sexuelle Potenz einer Frau sich darin zeigen, dass sie ihre Selbstverrätselung aufgibt, sich die Definitionshoheit über ihren Körper aneignet und positiv zeigt, was ihr Begehren ausmacht.

Ich komme zum Schluß und möchte die Diskussionsanregung, die ich mit diesem Vortrag geben wollte, zusammenfassen.

“Potenz” als Schnittstellen-Kompetenz

	nicht potent	“potent”
Paar : Gesellschaft	<ul style="list-style-type: none"> • Fremdreferenz • Eindeutigkeit 	<ul style="list-style-type: none"> • Auswahlkompetenz • Verhandlungsmoral • Spielbereitschaft
Partner : Partner	<ul style="list-style-type: none"> • Vermeiden der Differenz 	<ul style="list-style-type: none"> • Differenzierung
Körper : Psyche	<ul style="list-style-type: none"> • Mann: Dissoziation • Frau: Selbstverrätselung 	<ul style="list-style-type: none"> • Mann: Assoziation • Selbstdefinition

Man könnte denken, daß Paar- und Sexualtherapie dafür antreten sollte, die Bewegung von “links” nach “rechts” zu unterstützen. Aber - so radikal ist Freiheit - man muß nicht. Paare dürfen “links” bleiben, wenn sie wollen. Potenz ist nur eine Möglichkeit, keine Bürgerpflicht.

Literatur:

Clement, U. (2001): Systemische Sexualtherapie. Zeitschrift für Sexualforschung 14, S. 95-112

Schmidt G. (1998): Sexuelle Verhältnisse. Über das Verschwinden der Sexualmoral. Reinbek: Rowohlt 1998

Schmidt, G. (2003): Beziehungsbiografien im Wandel – Von der sexuellen zur familiären Revolution. Vortrag auf der 21. Wissenschaftlichen Tagung der Deutschen Gesellschaft für Sexualforschung am 26.-28.9.2003 in Hamburg. www.beziehungsbiographien.de

Schnarch, D. (2000): Desire problems. A systemic perspective. In S.R. Leiblum & R.C. Rosen (eds.): Principles and practice of sex therapy. New York London: Guilford, pp. 17-56

Anschrift des Verfassers:
 Prof. Dr. Ulrich Clement
 Kußmaulstr. 10
 69120 Heidelberg
 email: Ulclement@aol.com
www.ulclement.de